

Die Mitte mit dem Milizionär

Dmitri A. Prigow, ein russischer „Poet ohne Persönlichkeit“

DMITRI A. PRIGOW: *Poet ohne Persönlichkeit. Aus dem Russischen von Peter Urban. Mit einem Phototeil von Renate von Mangoldt. Reihe Text und Porträt, Literarisches Colloquium Berlin, 1991. 154 Seiten, 20 Mark.*

- : *Der Milizionär und die anderen. Herausgegeben und nachgedichtet von Günter Hirt und Sascha Wonders. Reclam-Verlag Leipzig, 1992. 204 Seiten, 14 Mark.*

In Jewgeni Popows Roman „Das Herz des Patriarchen“ wandern zwei Schriftsteller am Tag der Beerdigung Leonid Breschnews durch Moskau. Ihr Ziel ist die Säulenhalle, in der Breschnews Leiche aufgebahrt ist.

Der Erzähler, der von diesem merkwürdigen „Trauerstreifzug“ berichtet, heißt Jewgeni Anatoljewitsch Popow, sein Begleiter Dmitri Aleksandrowitsch Prigow. Popow gleicht seinem Autor, Prigow hat ebenfalls Ähnlichkeit mit einem lebendigen Vorbild.

„Großartige Gedichte“, schreibe dieser Dmitri Aleksandrowitsch Prigow, teilt Popow einem gewissen Ferfischkin, dem Adressaten seiner Sendschreiben, mit. Prigow sei die führende Persönlichkeit unter den Moskauer Avantgarde-Lyrikern. „Merke Dir diesen großartigen Namen, Ferfischkin!“ schwärmt Popow. „Wir alle werden womöglich noch unter seinem Kommando stehen, er wird womöglich noch unser Brigadier, he-he-he...“

Popows launig-warnender Hinweis auf Prigow, den Dichter-Brigadier der neueren russischen Literatur, spielt auf dessen Zyklus „Der Milizionär“ an. Prigow hatte für ihn in den siebziger Jahren die Rolle des allgegenwärtigen Ordnungshüters angenommen. Der berühmt gewordene Zyklus hat seinem neuen Buch jetzt den Titel gegeben.

Damit sind mittlerweile zwei Bücher von Prigow in deutscher Übersetzung erschienen. Beide Bücher haben programmatische Titel: „Poet ohne Persönlichkeit“ ist das erste, „Der Milizionär und die anderen“ das zweite überschrieben. Beide sind vorzüglich übersetzt, bzw. nachgedichtet, von Peter Urban der „Poet“, von

Günter Hirt und Sascha Wonders der „Milizionär.“

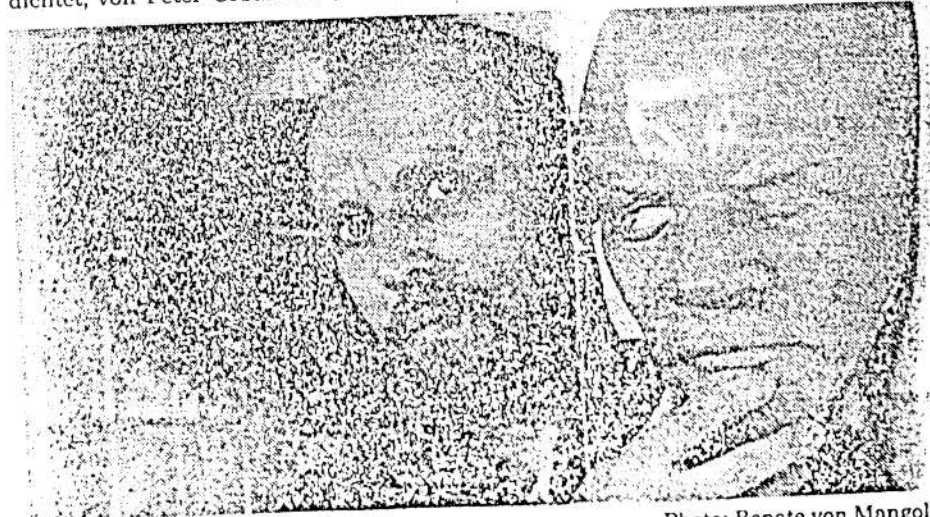
Dmitri A. Prigow, der 1940 in Moskau geboren wurde, hat am Stroganov-Kunstinstitut Bildhauerei studiert. Bis zum Beginn der Perestrojka konnte er weder ausstellen noch publizieren; seine poetischen Projekte kursierten nur in Samisdat-Ausgaben. Im Westen wurde er seit Mitte der achtziger Jahre dank seiner multimedialen Arbeit gleichermaßen als Künstler (vor allem mit seinen *Prawda*-Übermalungen) und als Schriftsteller bekannt.

Neben Vladimir Sorokin, Andrej Monastyrskij und Lev Rubinstejn ist er der bekannteste Vertreter des „Moskauer Konzeptualismus“. Die Schriftsteller und Künstler, die dieser neo-avantgardistischen Strömung angehören, knüpfen an Traditionen der klassischen Avantgarde (Chlebnikov, Charms) und an Formen des Sozialistischen Realismus an. Ihr ästhetisches Interesse gilt der zeichenhaften, der ideologischen Verfaßtheit der Realität, das heißt den massenkulturellen Erscheinungen, den Sprach- und Bilderwelten des (ehemals) sowjetischen, heute russischen Alltags.

Wie Vladimir Sorokin versteht sich Dmitri A. Prigow als Stimmen-Imitator, als Sprachrohr und Medium – als „Poet ohne Persönlichkeit“. Bescheiden (und manchmal gnädig) leiht er dem Volk seine Stimme: Dichter des „gesunden Menschenverstandes“ will er sein. Seine poetische Methode ist so einfach wie schlagend: Er streift lediglich die eigene „Persönlichkeit“ ab!

Zu diesem Zweck schlüpft er in fremde, gegensätzliche Verkörperungen – in Maskeraden, die oft auch Doppelgänger-Personagen sind: In den siebziger Jahren Dichter-Milizionär, tritt er in neueren Zyklen in weiblichen Über-Ich-Rollen auf (zum Beispiel als „Die alte Kommunistin“ oder „Die Braut Hitlers“). Gelegentlich verwandelt er sich in Napoleon, oder gar in Jesus Christus.

★
„In der Sphäre, in der es um die Lösung der Problematik menschlicher Existenz geht“, hat Prigow mal geschrieben, „ist



DMITRI A. PRIGOW

Photo: Renate von Mangoldt

der Künstler derjenige, der die vorletzten Fragen löst. Die letzten Fragen löst die Religion. Kunst und Kultur aber lösen die vorletzten. Das ist das Fegefeuer."

Das Fegefeuer des Dmitri A. Prigow kennenzulernen – dazu laden die beiden Bücher nun ein. Sie bilden zusammen einen vielstimmigen Chor unterschiedlichster, in den letzten fünfzehn Jahren entstandener „Textsorten“: Legenden und Märchen, Aussprüche, Aufrufe und Nachrufe, Briefe, eine Publikumsbeschimpfung, Gedicht-Zyklen und „Alphabete“.

In „Poet ohne Persönlichkeit“ erzählt er zum Beispiel in der Art eines kommunistischen Märchen-Onkels – à la „Wie Lenin und Stalin um die Krupskaja buhlten“ oder „Wie die Sowjetunion einmal von den Chinesen überfallen wurde“ – Legenden aus der Sowjet-Mythologie... Kitschige Ikonen der Sowjet-Geschichte sind das, peinlich-komische Illustrationen der menschlichen, politischen, der literarischen oder sportlichen Überlegenheit bekannter und unbekannter Sowjet-Heroen.

In zwanzig kurzen Erzählungen über Stalin feiert er den Mythos vom ausgewählten, christusgleichen Erlöser, dem harten, aber gütigen Landes-Väterchen, dem Demiurgen der neuen Gesellschaft. Bunte Heiligen-Bildchen sind so entstanden, kleine Medaillons, die ihren Gegenstand nicht anklagend, sondern mit dessen eigenen Mitteln erledigen: durch einen forcierten Personen-Kult.

Sogenannte „Vorschläge“, „Aussprüche“, „Aufrufe“ und „Nachrufe“ führen durch mimetisches Nachschreiben die Redeweisen offizieller Partei-Verlautbarungen ad absurdum. Daß Prigow dabei die Sowjet-Geschichte übers Revolutionsjahr 1917 hinaus in die Vergangenheit verlängert, ist einmal mehr ein Beweis ihrer überhistorischen Größe.

Die kombinatorischen Regeln für ein sogenanntes „Rängespiel“ sehen schließlich Anleitungen für den Fall eines Militärputsches vor. Verblüffend: So ähnlich, d. h. so schrecklich einfach, könnte es in den Köpfen der Janajews, Jasows und Pugos tatsächlich ausgesehen haben. Als eine Art „Mensch-ärgerst-dich-nicht“ für Fortgeschrittene wäre der Text den Putschisten als Knast-Lektüre zu empfehlen!

„Der Milizionär und die anderen“, Prigows kürzlich erschienener zweiter Band, enthält Gedicht-Zyklen und Text-Serien, die, wie die Herausgeber schreiben, eine „chronologische Wanderung“ durch das Werk erlauben.

Hirt/Wonders erinnern daran, daß es Majakowskij und Michalkow waren, die die ersten Poeme zum Lob der neuen Zeit und ihrer Zentral-Figur, des Milizionärs, verfaßt hatten. Prigow greift in seinem großen Zyklus auf diese Tradition zurück – und bedient sich ihrer listig. Bei ihm beginnt das Preislied so: „Auf seinem Posten steht der Milizionär / Bis weit nach Wnukowo läßt er die Blicke schweifen / Nach Westen und nach Osten blickt der Milizionär / Dahinter ist es nur noch wüst und leer / Doch auf die Mitte mit dem Milizionär / Eröffnet sich der Blick von allen Seiten...“

Beide, Dichter und Milizionär, Zwilings-Brüder im Geiste, teilen den Wunsch, Mittelpunkt der Welt und ihr Beherrscher zu sein. Beider Wunsch ist eine Welt, die ihnen untertan wäre: ein gesellschaftliches Gesamtkunstwerk des

Schönen, Guten, Wahren. ... Wenn erst verschwunden wird sein Amt / Inmitten einsichtiger Menschen / Dann legt er seine Mütze nieder / Den Gürtel auch und das Gewehr / und alle Menschen werden Brüder / Und jeder wird ein Milizionär.“

Der Posten, auf dem der Milizionär so standhaft aushält, ist selbstredend Moskau, die Metropole des Universums. Der Zyklus von Moskau und den Moskauern erklärt die historischen Mythen der Stadt: Wie auf Postkarten-Ansichten, ähnlich den soz-artistischen Bildern Komar & Melamids, erscheint da Moskau als das Himmels-Moskau, als die Wölfin, die Romulus und Remus säugt, als Ort der Geburt Jesu Christi, als das dritte Rom, als das Zentrum des Kommunismus.

Diese haß-verliebten Apologien vom Milizionär und von Moskau sind in einer Zeit entstanden, als die Sowjetunion noch unangefochten war. Prigows neuere „Alphabete“ reagieren dagegen auf deren Verfall: Sie machen sich ironisch die Form sowjetischer Fibeln und Lehrbücher zu eigen, die systematisch und universal das Alphabet gesellschaftlich-politisch-ideologischer Lexik ausgebreitet hatten.

Solche sinn-, ordnungs- und systemstiftenden Texte sind in einer Welt, die zerfällt und nichts mehr universal und elementar erklären kann, natürlich obsolet geworden. Prigows „Alphabete“ können (und wollen) deshalb nichts anderes mehr sein als Schleusen für das freie, chaotische Strömen kollektiver Stimmen und Geräusche – der Autor ist nur noch deren Verstärker.

Wer Gelegenheit hatte, ihn diese „Alphabete“ lesen (bisweilen schreien) zu hören, der versteht, was Boris Groys mit dem Begriff der „Seance einer kollektiven Psychoanalyse“ gemeint hat; oder in Prigows eigenen Worten: „Der aufmerksam Hörende erkennt (...) die Archetypen von Beschwörungen, Ekstasen, Kultgesängen usw., deren strukturbildendes Pathos unsere Gegenwart durchdringt.“

Der Schriftsteller – in Prigows Selbstverständnis wäre er also eine Art säkularisierter Schamane, der ins kollektive Unbewußte vorstößt und die verschütteten Mythologeme der (ehemaligen) Sowjet-Gesellschaft ans Licht holt.

NORBERT WEHR